

GESCHICHTSSCHREIBUNG ZU DEN BÖHMISCHEN  
LÄNDERN IM 20. JAHRHUNDERT.  
WISSENSCHAFTSTRADITIONEN – INSTITUTIONEN –  
DISKURSE, TEIL I (1900-1952)

Jahrestagung des Collegium Carolinum 2003/2004, Bad Wiessee 20.-23.11.2003

Nach dem Frankfurter Historikertag 1998 konnte man eine Zeit lang annehmen, die Debatte „Deutsche Historiker im Nationalsozialismus“ werde sich infolge ihrer Emotionalität als binnendeutsches Strohfeuer erweisen. Indes hat die Wissenschaftsgeschichte – inklusive Historiographiegeschichte – nach wie vor Hochkonjunktur; sei es aufgrund der Persistenz einer traditions- und ideologiekritischen Selbstvergewisserung der Historikerzunft, sei es aufgrund der Internationalisierung der Fachdiskurse. Zu den Sammelbänden über die „Westforschung“<sup>1</sup> und über die deutsch-polnische Beziehungsgeschichtsschreibung<sup>2</sup> gesellt sich nun eine dritte Forschungsachse: die Historiographie zu den böhmischen Ländern.

Den informellen Auftakt der gleichnamigen internationalen Tagung bildete die von Christiane Brenner (München) eingeleitete Vorführung des tschechischen Dokumentarfilms „Denik pana Pfitznera“ (Das Tagebuch des Herrn Pfitzner). Dieser profilierte sudetendeutsche Geschichtsprofessor der deutschen Prager Karls-Universität stieg am 16. März 1939 zum Primator-Stellvertreter der Hauptstadt Prag auf und diente sich der NS-Kriegspolitik im Protektorat Böhmen und Mähren an. Aufgrund der Entscheidung des tschechischen Außerordentlichen Volksgerichts wurde er am 6. September 1945 zum Tode durch den Strang verurteilt. Zwar waren die Prozess- und Hinrichtungsszenen in den Film recht collageartig eingebaut, doch erschöpfte sich dieser keineswegs in einer Schwarz-Weiß-Malerei. Für Differenzierungen sorgte sowohl die Einordnung des Themas in die NS-Besatzungsgeschichte der böhmischen Länder als auch die Berücksichtigung tschechischer und deutscher Augenzeugenberichte.

---

<sup>1</sup> Dietz, Burkhard/Gabel, Helmut/Tiedau, Ulrich (Hgg.): Griff nach dem Westen. Die ‚Westforschung‘ der völkisch-nationalen Wissenschaften zum nordwesteuropäischen Raum (1919-1960). 2 Bde., Münster 2003.

<sup>2</sup> Piskorski, Jan M./Hackmann, Jörg/Jaworski, Rudolf (Hgg.): Deutsche Ostforschung und polnische Westforschung im Spannungsfeld von Wissenschaft und Politik. Disziplinen im Vergleich. Osnabrück, Poznań 2002.

Die von Robert Luft (München) und Peter Haslinger (München) konzipierte und organisierte Tagung eröffnete Martin Schulze Wessel (München) unter anderem mit dem Hinweis, in den deutsch-tschechischen Beziehungen seien keine Zukunftsentwürfe ohne fundierte Geschichtsaufarbeitung möglich. Einen Einblick in den diesbezüglichen aktuellen Stand gab anschließend Robert Luft. Er ging dabei von der These aus, dass die auf dem Leipziger Historikertag 1994 diskutierte Nichtbeschäftigung der deutschen Historiker mit der Vergangenheit des eigenen Berufsstandes für die Geschichte und Geschichtswissenschaft der böhmischen Länder auch heute noch fortdauere. Dabei rückte das Tagungsprogramm die drei im Untertitel genannten Themenkomplexe in den Vordergrund. Die Wissenschaftstradition in Deutschland und Ostmitteleuropa des 20. Jahrhunderts sei von Professionalisierungsschüben der Historiographie ebenso wie von der Einbindung in Nationalismus, Ideologie und totalitäre Herrschaft geprägt. Bei der Konzipierung des ersten Teils der Tagung habe man daher den Schwerpunkt auf Institutionen (weniger auf konkrete Personen) gelegt, um die Signifikanz makrostruktureller Vernetzungen, Kontinuitäten und Brüche exemplarisch in den Blick zu nehmen. Die Fachdiskurse sollten sich von der Verengung auf eine binnendeutsche Sicht verabschieden, um Fragen an die deutsch-tschechische Historiographieggeschichte um eine europäische Perspektive zu ergänzen. Letztere sei bei der Tagung zwar nur punktuell vertreten, hätte aber implizite Vergleiche vor allem mit Polen, Frankreich und Ungarn zum Ziel. In dem so gesteckten Orientierungsrahmen müsse man die Rolle der Geschichtswissenschaften im Nationalsozialismus und im Kommunismus untersuchen sowie nach den wissenschaftlichen Innovationen und nach der Übertragbarkeit der deutschen „Volksgeschichte“ auf Ostmitteleuropa fragen. Luft hob hervor, diese Fragen seien auch heute für die Selbstvergewisserung der Historiker von Bedeutung.

Anschließend wandte sich Christoph Cornelißen (Kiel) der Frage zu, was neu an der alten Debatte über die Historiker im NS-Staat sei. Alt sei die Debatte selbst, die bereits kurz nach 1945 eingesetzt habe. Die punktuellen Thematisierungen (vor allem durch Max Weinreich, Karl F. Werner, Werner Philipp) und die Pauschalangriffe aus der DDR blieben allerdings in der Bundesrepublik bis in die 1980er Jahre ohne größeres Echo oder „kommunikativ beschwiegen“. Die Feststellung Cornelißens, die Arbeit von Michael Burleigh über die „Ostforschung“ von 1988 sei der erste Versuch der Revision des tradierten Geschichtsbildes gewesen, muss allerdings relativiert werden, haben doch Christoph Kleßmann und Hans-Erich Volkmann bereits Anfang der 1980er Jahre in dieser Beziehung erste Meilensteine gesetzt. Nach 1989 sei Neuland, so Cornelißen, vor allem durch die Innovations-These Willi Oberkromes von 1993 betreten worden. Mit Blick auf die Debatte der letzten zehn Jahre forderte der Referent weitere Forschungen vor allem in den Bereichen Biographik und Regionalstudien. In der personellen und institutionellen Perspektive solle nicht „die Lust an der Entlarvung“ in den Vordergrund treten, sondern vielmehr die Frage, wer tatsächlich als NS-Historiker titulierte werden könne. Hierfür schlug Cornelißen zwei operative Kategorien vor: den „praxeologischen Nexus“ zwischen wissenschaftlichen Plänen und faktischer NS-Politik und die „Ambivalenz“ der Denk- und Verhaltensweisen der Historiker im „Dritten Reich“.

Gerade die Tragfähigkeit der letzten Kategorie wurde zunächst in der Diskussion von Rudolf Jaworski (Kiel) hinterfragt, wobei der Gegenvorschlag von Bedřich Loewenstein (Berlin) einer „partiellen Identität“ auf wenig Resonanz stieß. Auch die Kategorie „Nexus“ diskutierte man kontrovers, denn das, was uns noch heute an der „Volksgeschichte“ elektrisiere, so Cornelißen, sei ihre unmittelbare Nutzung durch die Politik. Dagegen wandte Eduard Mühle (Marburg) ein, manche Historiker hätten nicht nur an der „Volksgeschichte“ mitgeschrieben, sondern auch eigene Programme im NS-Staat zu verwirklichen gesucht. Ergänzend verwies Frank Hadler (Leipzig) auf die „Relativität der Zeit“, welche die Enthemmung bei der Umsetzung des persönlichen Programms erheblich begünstigt habe. Ebenso provozierte der Vortrag von Luft kritische Nachfragen. Anne Christin Nagel (Gießen) gab mit Hinweis auf Lutz Raphaels<sup>3</sup> neueste Vergleiche der deutschen Geschichtswissenschaft mit Japan oder China zu bedenken, dass ein zu weitgehender Vergleich ohne empirische Grundlage schwer einzulösen sei.

In der folgenden Sektion „Historiographie als Mittel der Medialisierung nationaler Identität“ beschäftigte sich zunächst Miloš Havelka (Prag) mit der „Debatte um den Sinn der tschechischen Geschichte“.<sup>4</sup> Er unterschied hierbei vier Phasen, welche die Zäsuren der neueren tschechischen Geschichte erkennen lassen: 1882 (Teilung der Prager Universität in eine deutsche und eine tschechische), 1918-1919 (Gründung der Ersten Tschechoslowakischen Republik), 1945-1948 (Übergang zum Kommunismus als Staatsideologie) und 1968 (Prager Frühling). Den Inhalt der Debatte bildeten die Fragen nach der kulturellen Identität im multinationalen Staat und nach dem nationalen Wesen des Tschechentums überhaupt. Havelka umschrieb diese Problematik als „Heterogenität der Zwecke“. Vor allem für die Zwischenkriegszeit konstatierte er zwei widerstreitende Auffassungen in der Diskussion: eine national-protestantisch-fortschrittliche (Tomáš G. Masaryk und Kamil Krofta) und eine katholisch-konservative (Jaroslav Goll, Josef Pekař). Diese Polarität sei z. B. von dem sudetendeutschen Rezipienten Pfitzner als „zwei Wesenheiten des Tschechentums“ bezeichnet worden. Zwar wies der Referent auch darauf hin, dass Pekař die nationale Idee bei Masaryk als romantische Geschichtsphilosophie kritisierte, deutete aber Pekařs Haltung nur als „theoretisch-philosophische Bedingtheit“. Ausgeklammert blieben sowohl die Analyse der nationalen Fortschrittssymbolik bei Masaryk in ihrer distinktiven und assoziativen Bedeutung für den Streit<sup>5</sup> als auch diejenigen von Pekařs quellenzentriertem Geschichtspositivismus.<sup>6</sup>

Anschließend referierte Hans Lemberg (Marburg) über die Entwicklung von den Deutschböhmen zu den Sudetendeutschen im Spannungsfeld von Geschichtswissenschaft und Geschichtspolitik. Den Wandel des Gruppenbewusstseins der

<sup>3</sup> *Raphael*, Lutz: *Geschichtswissenschaft im Zeitalter der Extreme. Theorien, Methoden, Tendenzen von 1900 bis zur Gegenwart*. München 2003, hier vor allem 51 f.

<sup>4</sup> *Havelka*, Miloš (Hg.): *Spor o smysl českých dějin 1895-1938* [Der Streit über den Sinn der tschechischen Geschichte 1895-1938]. Praha 1995.

<sup>5</sup> *Miklík*, Konstantin: *Masaryk a Pekař o smyslu českých dějin* [Masaryk und Pekař über den Sinn der tschechischen Geschichte]. In: *Ebenda* 673-728, hier 673 f.

<sup>6</sup> *Kiliás*, Jarosław: *Naród a idea narodowa. Nacjonalizm T. G. Masaryka* [Die Nation und die nationale Idee. Der Nationalismus T. G. Masaryks]. Warszawa 1998, 161 f., 191.

Deutschen in den böhmischen Ländern begründete Lemberg vor allem landes- und territorialgeschichtlich: von den Alpen-, Karpaten- und Sudetendeutschen um 1900 über die Ablehnung des Minderheitenstatus nach Saint-Germain bis zur Durchsetzung des regional konzipierten Begriffs „sudetendeutsch“ etwa nach 1925. Dabei wollte Lemberg die Rolle der Sudetendeutschen im deutsch-tschechischen „Volkstumskampf“ seit den 1920er Jahren als abwehrende Kulturpolitik bewertet wissen und sprach z. B. von „eher defensiven Kampftexten“, „Volks- und Heimatbildungsbewegung“ und „Anpassungsübungen“. Den Schlussakkord setzte Lemberg, indem er Pfitzners Karriere vom international anerkannten Wissenschaftler zum Hofhistoriker und Geschichtspolitiker des Nationalsozialismus hervorhob. Pfitzner habe damit den von Cornelißen thematisierten „praxeologischen Nexus“ verkörpert.

Dies provozierte Fragen an Lemberg und Havelka. Emilia Hrabovec (Wien) verwies auf Pekařs Selbsteinschätzung als liberaler Wissenschaftler; als solcher trat er im „Streit über den Sinn der tschechischen Geschichte“ auf. Vielleicht müsse man daher, so die Antwort Havelkas, eine dritte „konfessionslos-mittelständische“ Auffassung im Streit berücksichtigen, welche die starke Polarisierung der damaligen Positionen relativiere. Auch die Diskussion über die Rolle Pfitzners zwischen reichs- und sudetendeutscher Geschichte veranlasste Lemberg zur Feststellung, der Prager Professor habe tatsächlich die regionale sudetendeutsche Kohärenz in Frage gestellt. Damit stand erneut die Frage nach der National- bzw. Volksgeschichte im Raum. Vor dem Hintergrund des deutsch-ostmitteleuropäischen Beziehungsgeflechts in der Geschichtswissenschaft schlug Klaus Zernack (Berlin) eine begriffliche Differenzierung vor, die zwischen drei Varianten von „Volksgeschichte“ unterscheidet: als konstitutives Denkschema „kleiner Völker“ im Rahmen des Erweckungs- bzw. Befreiungsnationalismus, als Landes- und Siedlungsgeschichte und als deren völkisch-rassistische Zuspitzung. Havelka und Lemberg ließen allerdings die sich hier aufdrängende Frage nach der nationalen bzw. völkischen Radikalisierung des Identitätsproblems offen.

In der Sektion über „Eigen- und Fremdbilder in der tschechischen Historiographie“ distanzierte sich Josef Harna (Prag) zunächst von dem in seinem Vortragstitel enthaltenen Begriff „Tschechoslowakismus“, der im Tschechischen pejorativ besetzt sei. Er sprach von der Konzeption bzw. „Idee einer einheitlichen tschechoslowakischen Nation“, die erst während des Ersten Weltkrieges entwickelt worden sei. Weder bei Masaryk noch bei Beneš finde sich eine eindeutige Definition. Der „Tschechoslowakismus“ wurde auch von tschechischen Historikern wie Pekař, Krofta und Václav Chaloupecký nicht abschließend geklärt. Vor allem Letzterer weigerte sich, als Anhänger der Staatsideologie die Begriffe „Volk“ oder „Nation“ mit dem Staat gleichzusetzen, denn dieser sei wichtiges Bindeglied, aber keineswegs Wesen der Nation. Zwar fehlte zwischen den Tschechen und Slowaken der „Verschmelzungswille“, jedoch benutzte der slowakische Lehrer František Kulháněk den Begriff „ľudové dejiny československé“. Dies ins Deutsche als „tschechoslowakische Volksgeschichte“ zu übersetzen, erwies sich in der Diskussion als reines Gedankenspiel, welches allerdings fruchtbare Vergleiche mit deutschen, italienischen und jugoslawischen Volks- und Staatskonzeptionen ermöglichte.

Mit dem schwammigen Begriff „tschechoslowakische Nation“ mochten sich die Teilnehmer der Diskussion nicht ohne weiteres identifizieren. Hingegen fanden sich in der folgenden Sektion „Historische Ereignisse und ihre historiographische Verarbeitung“ durchaus identitätsstiftende Momente. Am Beispiel der Rezeptionsgeschichte des Ersten Weltkrieges in der tschechischen Historiographie arbeitete Martin Zückert (Freiburg) deren drei bestimmende Richtungen heraus: eine idealistische, eine quellennah-alternative und eine kritisch-distanzierte. Einen prominenten Platz nahm in Vortrag und Diskussion erneut Pekař ein, der sich als Anhänger der dritten Richtung in seiner Staatsauffassung an der Habsburgermonarchie orientierte, die Kriegsschuld der ungarischen Nationalitätenpolitik zuschrieb und die Idealisierung der nationalen Identitätsbildung nach 1918 in Frage stellte. Dem stringenten Vortrag von Zückert folgten die Reflexionen von Pavel Kolář (Potsdam) über die deutsche Prager Geschichtswissenschaft seit den 1920er Jahren im Gesamtkontext der deutschsprachigen Wissenschaft. Kolář begann mit einem längeren Zitat aus dem Brief Theodor Meyers an Wilhelm Wostry von 1945, in dem Mayer auf seine siebenjährige Tätigkeit in Prag zurückblickte. An diesen Brief ging der Referent mit dem wissenssoziologischen Instrumentarium heran, das kürzlich von Thomas Etzemüller am Beispiel Werner Conzes operationalisiert wurde.<sup>7</sup> Die Begriffe „Habitus“, „Denkstil“ und „Denkkollektiv“, „außeruniversitäre Sozialisation“ oder „mentale Disposition“ wurden hier ohne theoriegeleitete Fundierung und Differenzierung auf persönliche Querelen von Wissenschaftlern reduziert, die Kolář vor allem aus der Privatkorrespondenz schöpfte. Man hätte z. B. – so die Einwände der Diskutanten – zwischen strategischem und habituellem Handeln differenzieren sowie Habitusänderungen in einzelnen Historikergenerationen berücksichtigen müssen. Dennoch waren die Thesen und Begriffsbildungen Kolářs ein wichtiger und sehr inspirierender Beitrag zur Konferenz.

Eine traditionellere Forschungsrichtung präsentierte sich in den Vorträgen von Michal Svatoš und Antonín Kostlán (beide Prag). Svatoš konzentrierte sich auf die Institutionalisierungsprozesse der deutschen und tschechischen Geschichtswissenschaft in Prag als zwei voneinander unabhängige Vergleichseinheiten, deren gegeneinander gerichtete, „national motivierte Aversion“ sich in der „Neutralität“ erschöpfte. Im Vordergrund des Vortrags stand die statistische Aufzählung der Geschichtslehrstühle, bei der der zwischennationale, politische und soziale – kurz der interaktive Wirkungsrahmen – nicht ins Auge gefasst wurde. Auch Kostlán analysierte die Akademien der Wissenschaften und die tschechischen historischen Vereine vor allem in ihrer internen und externen, aber am Ende doch mononationalen Ausgestaltung und ließ nur punktuell internationale Vergleiche in seine Darstellung einfließen. Mit Vehemenz wurde in der Diskussion darauf hingewiesen, dass die nationale Historiographietradition kritisch hinterfragt und internationalisiert werden müsse, wolle man verstehen, auf welchen Ebenen die wechselseitige Rezeption beider Wissenschaftskulturen stattfand.

<sup>7</sup> Etzemüller, Thomas: Sozialgeschichte als politische Geschichte. Werner Conze und die Neuorientierung der westdeutschen Geschichtswissenschaft nach 1945. München 2001, 2-11.

Auch der Vergleich der Vorträge von Frank Hadler (Leipzig) und Alena Mišková (Prag) (in der Sektion „Die deutsche Ostforschung und die böhmischen Länder“) ließ interessante Schlüsse zu. Hadler präsentierte sehr eindrucksvoll zwei Momentaufnahmen der deutschen Geschichtswissenschaft in den böhmischen Ländern – um 1900 am Beispiel von Julius Lippert und Adolf Bachmann und um 1930 am Beispiel von Eugen Lemberg und Josef Pfitzner. Die Wahl dieser Zeitpunkte begründete er aber keineswegs mono- oder binational, vielmehr verwies er auf internationale Professionalisierungsschübe im Rahmen der Hochkonjunktur für Zeitschriftengründungen in Europa und für Historische Weltkongresse. Die Erörterung von Verbindungslinien zwischen 1900 und 1930 führte Hadler zu dem Schluss, dass 1918 für die deutschböhmische Geschichtsschreibung keine Zäsur darstellte. Gerade die Zäsuren 1918, 1945 und 1948 bildeten das Thema von Alena Mišková. Vor allem im Falle von 1918 sah sie keine Brüche und Generationskonflikte, sondern Kontinuitäten in der tschechischen Wissenschaft. Hingegen markiere das Jahr 1945 einen Neubeginn und eine persönliche Zäsur für viele Historiker; äußerst dramatisch im Falle von Josef Šusta, der aufgrund einer Denunziation 1945 Selbstmord beging. Schließlich betonte Mišková den Stellenwert der Zäsur von 1948, die einen Wendepunkt auf dem Wege zur Stalinisierung der tschechischen Wissenschaft gebildet habe. In der Diskussion debattierte man lebhaft, wann diese letzte Phase zu Ende gegangen sei: 1953, 1956, 1968 oder erst 1989.

In der Sektion „Die deutsche Ostforschung und die böhmischen Länder“ sei noch auf zwei weitere Vorträge hingewiesen. Gerhard Seewann (München) befasste sich mit den personellen und institutionellen Bezügen der deutschen Südostforschung nach 1918 und nach 1933, vor allem am Beispiel des Münchner Südost-Instituts. Zwar verwies er dabei institutionengeschichtlich auf die Entwicklung von der „Volks- und Kulturbodenforschung“ bis hin zu den Übergriffen der SS auf die Südostforschung. Allerdings vermied er eine Auseinandersetzung mit der reichsdeutschen Minderheitenpolitik an der – wie es damals militant hieß – „Südostfront“ ebenso wie die Erörterung der Selbst- und Fremdinstrumentalisierung der deutschen Minderheiten in Südosteuropa.<sup>8</sup> Ebenfalls von einem institutionengeschichtlichen Ansatz ging Andreas Wiedemann (Düsseldorf) aus, der die Reinhard-Heydrich-Stiftung analysierte.<sup>9</sup> An Konzipierung, Aufbau und Organisation der Stiftung machte er deutlich, wie eng die deutschen Wissenschaftler in Prag personell, ideell und strukturell mit dem SS-Imperium zusammenarbeiteten. In der Diskussion zeigten sich zum einen zahlreiche Vergleichsmöglichkeiten mit dem Posener Pendant, der „Reichsstiftung für deutsche Ostforschung“. Zum anderen wurde die Frage aufgeworfen, ob die Südostforschung als Teil der deutschen Ostforschung anzusehen sei. Eduard Mühle (Marburg) brachte diese Debatte auf den Punkt: Er betonte, dass man von einem monolithischen Erscheinungsbild der Ostforschung nicht sprechen

---

<sup>8</sup> Vgl. dazu den Tagungsbericht von Müller, Dietmar: Südostforschung im Schatten des Dritten Reiches (1920-1960). Institutionen, Inhalte, Personen, unter: <http://hszokult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=148>.

<sup>9</sup> Wiedemann, Andreas: Die Reinhard-Heydrich-Stiftung in Prag (1942-1945). Dresden 2000 (Veröffentlichungen des Hannah-Arendt-Instituts, Berichte und Studien 28).

könne, es habe vielmehr seit den frühen 1930er Jahren bis nach 1945 eine Art Binnenkonkurrenz gegeben.

In den vier Schlussstatements betonte zunächst Martin Schulze Wessel die beziehungsgeschichtliche Dimension der Erforschung von Historiographie unter den Bedingungen des Nationalsozialismus und anderer europäischer Totalitarismen. Die größten Forschungsmöglichkeiten sah er bei den so genannten „weichen Faktoren“ wie „Habitus“ und „mentale Dispositionen“. Im Rückblick auf die Tagung gab Rudolf Jaworski (Kiel) zu bedenken, die Abgrenzung der einzelnen Beobachtungsegmente sei in den Vorträgen letztlich offen geblieben. Er machte damit auf die Heterogenität der Interessen und Ansätze heute und auch in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts aufmerksam. Nur Hadler habe den Blick über Böhmen hinaus gewagt. Jaworski forderte mehr Personen- und Institutionengeschichte. So seien z. B. im Biographien-Sektor zwar einige Arbeiten im Entstehen, allerdings nicht für die böhmischen Länder. Frischen Wind in die Schlussrunde brachte der dänische Politologe und Slawist Peter Bugge (Aarhus). Mit Hinweis auf die dänische Rezeption der deutsch-tschechischen Wechselwirkung schlug Bugge vor, mehr „Blick von außen“ im Rahmen der Internationalisierung und Europäisierung der Forschung zu wagen. Für den zweiten Teil der Tagung regte Michal Kopeček (Prag) an, die zwei Zeiträume 1900-1952 und 1938-1989 durch die Frage nach der Herrschaftslegitimation miteinander zu verbinden. So fehle eine kritische Monographie zur Entwicklung der Historiographie in der Ersten Tschechoslowakischen Republik, obwohl eine entsprechende Arbeit für die kommunistische Tschechoslowakei auf Polnisch bereits vorliegt.<sup>10</sup> In der Diskussion trat noch einmal klar hervor, dass eine Horizonsweiterung in begrifflicher, thematischer, transnationaler und interdisziplinärer Forschungsausrichtung erforderlich erscheint.

Ebenfalls in Hinblick auf die Nachfolgetagung im Jahr 2004 versuchte Peter Haslinger in seinem Schlussresümee eine Zusammenfassung der Ergebnisse. Als Leitfrage diente ihm dabei die Unterscheidung zwischen einer international vernetzten Historiographie, die zwar in nationalen Deutungshorizonten argumentiere, jedoch durchaus für Außenrezeption transparent sei, und einer teils abgeschotteten, funktionalisierten Geschichtsschreibung. Letztere schmücke sich lediglich mit einem allumfassenden Deutungsanspruch, ihre Ergebnisse stellten jedoch vor allem Bausteine für ideologisch-totalitäre Entwürfe dar. Die Erosion etablierter Wissenschaftskulturen werde hier von Personen an Schnittstellen zur staatlichen bzw. Parteimacht bewusst vorangetrieben, der Forschungsbetrieb sei durch einen hohen Grad an Intervention von Seiten des Staates gekennzeichnet. In diesem Zusammenhang plädierte Haslinger nicht zuletzt für die verstärkte Berücksichtigung praxistheoretischer Ansätze und der Frage nach der Bewirtschaftung von Ressourcen (finanziell-institutioneller, sozialer und symbolischer Art) in der vergleichenden Historiographieforschung. Da sich der zweite Teil der Tagung mit der Zeit zwischen 1938

<sup>10</sup> Górný, Maciej: *Między Marksem a Palackým. Historiografia w komunistycznej Czechosłowacji [Zwischen Marx und Palacký. Historiographie in der kommunistischen Tschechoslowakei]*. Warszawa 2001.

und 1989 beschäftigen wird, d. h. sich beiden totalitären Systemen erneut zuwendet, darf man gespannt sein, wie dieses Forschungsfeld bei noch größerer zeitlicher Nähe des Forschungsgegenstandes bewältigt werden wird.

Berlin

Błażej Białkowski